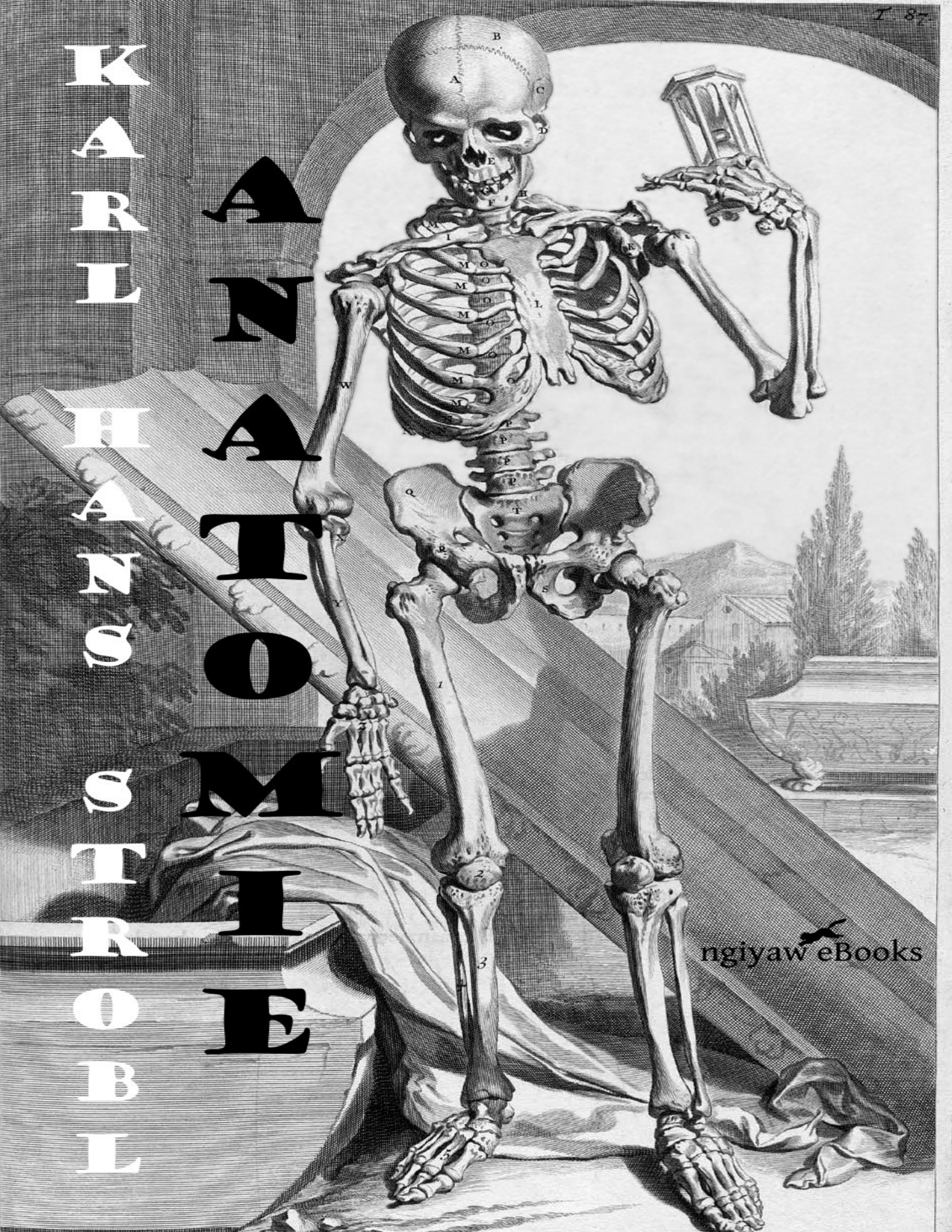


K  
A  
R  
L  
  
H  
A  
N  
S  
S  
T  
R  
O  
B  
L

A  
N  
A  
T  
O  
M  
I  
E



**Karl Hans Strobl**

**Anatomie**

(Zum Teil nach einem Motiv aus den Briefen des  
Diderot an Sophie Voland)

---

Aus: Licht und Schatten, Herausgeber Hanns von  
Gumpenberg, I. Jahrgang 1910, No. 5, München

---

***Bibliothek von ngiyaw eBooks***

---

Illustration: Amsterdam, 1690. Copperplate engraving  
with etching. National Library of Medicine.

## Anatomie

Als der Abbé Alexandre Ségur-Montfaucon bei der Arbeit an seinem großen Werk über die Anatomie des menschlichen Körpers zur Beschreibung der Leber gekommen war, sah er ein, daß er über diesen Gegenstand zu wenig Material gesammelt habe. Es war notwendig, sich noch einmal und genauer darüber zu unterrichten, ehe er an die Niederschrift dieses Kapitels ging. Er machte sich sogleich auf, um diese Lücken in seinen sonst umfassenden Kenntnissen auszufüllen. Ehe er aber das Haus verließ, brachte man ihm einen Brief seiner kleinen Freundin Ninon mit einer Einladung, die ihn in die beste Stimmung versetzte.

In der Charité angekommen, ließ er sich den Pater Krankenwärter holen. »Hören Sie, Vater Krankenwärter,« sagte er, »ich brauche einen frischen Leichnam.«

»Oh, Monsignore,« antwortete der Bruder, »Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Da haben wir Nummer 46. Es freut mich, Ihnen dienen zu können. Der ist eben im Auslöschen. Sie können ihn in einer halben Stunde haben.«

»So einer halben Stunde?« sagte der Abbé und rieb sich das glatte Kinn, »das ist fatal. So rasch kann ich ihn

nicht brauchen. Wir haben fünf Uhr. Um Sieben muß ich in Fontainebleau sein. Und vor morgen Mittag werde ich kaum zurückkommen können. Ist es nicht möglich, daß Sie ihn bis morgen früh halten? Ich muß ihn ganz frisch haben.«

Der Pater Krankenwärter sah sehr nachdenklich drein: »Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht, ob das zu machen sein wird. Sie können mir glauben, daß ich alles versuchen werde . . . indessen, wollen Sie es mir nicht verübeln, wenn es nicht geht. Übrigens hätten Sie einen prächtigen Burschen an ihm. Er ist ein Riese.«

»Ich bitte Sie, Vater Krankenwärter, setzen Sie sich dafür ein, daß er es noch bis morgen macht.«

Damit entfernte sich der Abbé, und der Bruder lief in die Apotheke, wo er sich ein Schlafpulver für seinen Kranken bereitete.

»Nimm das ein, mein Sohn,« sagte er, als er mit seinem Pulver zu Nummer 46 kam, »und möge es dir wohl bekommen.« Der Kranke, der schon halb bewußtlos war, ließ sich das Pulver eingeben, und bald zeigten seine ruhigen Atemzüge an, daß er eingeschlafen war. Während der Nacht sah der Vater Krankenwärter einigemal nach, ob nicht Nummer 46 inzwischen trotz des Pulvers gestorben war. Er fand ihn unverändert in seiner Lage, mit einer leichten Röte auf den Wangen und gleichmäßigem Puls. Als er am Morgen in das Krankenzimmer trat, saß Nummer 46 im Bett aufrecht.

»Oh,« sagte der Bruder, »es scheint, daß es dir nicht schlecht geht.« »Ach, Vater Krankenwärter,« antwortete der Bursch, »ich weiß nicht, was das mit mir ist. Es tut mir garnicht mehr auf der Brust so weh, ich kann schon viel leichter husten, und der Schleim verklebt mir nicht mehr den ganzen Hals. Sie müssen mir ein Wundermittel gegeben haben.« Kopfschüttelnd betrachtete der Pater seinen Kranken und begann ihn dann zu untersuchen. Er horchte an seiner Brust und an seinem Rücken und klopfte da und dort mit gekrümmten Fingern das Fleisch ab. »Wahrhaftig, mein Sohn,« sagte er dann, indem er sich aufrichtete, »ich glaube, du bist auf dem Wege gesund zu werden.«

Mit Tränen in den Augen sah Nummer 46 den Pater an. Dann sagte er, indem er die Hände faltete: »Wenn es Gott doch zulassen wollte . . .«

»Nun, nun,« brummte der Bruder, »Gott wird nichts dagegen haben. Aber, was wird der Abbé dazu sagen?«

»Welcher Abbé? Was ist es mit ihm?«

»Nichts, nichts . . . lege dich jetzt wieder hin und decke dich zu. Ich verbiete dir zu fragen. Du sollst dich nicht anstrengen.«

Der Pater ging, aber von Zeit zu Zeit trieb es ihn immer wieder, nach seinem Kranken zu sehen. »Weiß Gott,« murmelte er, wenn er ihn ruhig und fast behaglich in seinem Bett liegen sah: »er wird mir wahrhaftig gesund. Was wird nur der Abbé dazu sagen?«

Gegen Mittag kam der hochwürdige Herr von Fontainebleau zurück, rosig und frisch und in vortrefflichster Laune. »Nun, mein Lieber,« rief er dem Pater Zéphyrin entgegen, »kann ich an die Arbeit gehen? Wann ist er gestorben ?«

»Ach, hochwürdiger Herr,« antwortete der Pater, »ich glaube fast, er wird überhaupt nicht sterben.«

»Was soll das heißen?«

»Nun, es scheint so, als habe er die Absicht, gesund zu werden. Das Pulver, das ich ihm gegeben habe, hat ihn, wie ich annehme, wieder auf die Beine gebracht.«

»Oh,« machte der Abbé und rieb sein zart rosa überpudertes Kinn heftig mit der schmalen, elfenbeinfarbenen Hand, »das ist aber fatal.«

»Es ist nicht meine Schuld,« sagte Pater Zéphyrin, »ich habe nicht gedacht, daß mein Pulver so wirksam sein wird. Übrigens müssen sich dies euer Hochwürden selbst zuschreiben. Wenn Sie nicht nach Fontainebleau gemußt hätten, so wäre Nummer 46 jetzt schon längst tot und in Stücke geschnitten.«

»Ich will mir wenigstens ansehen,« brummte der Abbé, »was mir entgangen ist.«

Und er ließ sich vom Pater an das Bett des Kranken führen. »Nun, mein Junge,« sagte er, nachdem er ihn eine Weile schweigend betrachtet hatte, »du hast mir eben einen großen Ärger bereitet.«

Verwundert sah der Patient seinen Besucher an.

»Ja, ja, mein Lieber, Du bestehst darauf, gesund zu werden. Und ich hätte mir sehr gerne deine Leber angesehen. Du mußt eine entzückende Leber haben.«

Mit einem mühsamen Schlucken sagte der Kranke:  
»Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr . . .!«

»Ach, was soll man denn tun? Nun — wenn es schon so weit ist, sieh zu, daß du recht bald ganz gesund wirst. Wir wollen warten. Also auf ein andermal, mein Freund.«

\* \* \*

Noch einmal sollte Fontainebleau im Leben des Abbés Alexandre Ségur-Montfaucon für diesen eine Unannehmlichkeit herbeifügen. Das war damals, als er sich anstatt gleich den meisten seiner Bekannten ohne Verzug nach der Grenze zu reisen, noch eine Nacht in Fontainebleau versäumte, um von seiner geliebten Coralie, der siebenten Nachfolgerin Ninons, Abschied zu nehmen. Irgend jemand von der Dienerschaft mochte den Abbé an die Jakobiner verraten haben, denn im ersten Morgenrauen wurde das Landhaus Coralies von Wachen umstellt und der Abbé gefangen genommen und fortgeschleppt, ohne daß man ihm auch nur gestattete, die Hose anzuziehen.

»Es ist ein Spaß,« sagte der Anführer der Wachen,  
»das Publikum soll sehen, daß heutzutage auch der Adel unter die Sansculotten geht.«

Das war immerhin ein ärgerlicher Aufzug, aber noch ärgerlicher war es dem Abbé, daß man ihm nicht gestatten wollte, seinen Toilettenschrank in das Gefängnis schaffen zu lassen. Darin befand sich eine ganze Menge höchst wichtiger und notwendiger Gegenstände, von denen manche fast so unentbehrlich waren, wie die Luft oder das Wasser. Es war mehr als peinlich, daß er auf alle diese Feilen, Bürstchen und Kämmen verzichten mußte, und mit wachsender Betrübniß sah der Abbé, wie seine schönen Hände von Tag zu Tag immer verwahrloster aussahen. Hingegen gestattete man ihm, die Korrekturen seines nunmehr vollendeten und schon in Druck gegebenen Werkes über die Anatomie des menschlichen Körpers zu lesen.

»Denn,« sagte der Gefängnisdirektor, »eine gute Anatomie ist wahrhaftig ein Bedürfnis für unsere Zeit, die sich so sehr für den menschlichen Körper interessiert, daß sie jeden in zwei Stücke schneidet, um zu sehen, was darin steckt.«

Der Prozeß gegen den Abbé war kurz und ohne besondere Zwischenfälle. Coralie saß auf der Tribüne der Zuschauer, aber sie hütete sich, durch unpassendes Benehmen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als man den Grafen zum Tode verurteilte. Sie begnügte sich damit, dem Abbé durch die Frau des Gefängniswärters ein Zettelchen zukommen zu lassen, auf dem stand: »Lebe wohl! Es war sehr schön! Ich werde immer an dich



denken. Deine Coralie.«

Am Abend dieses Tages wurde der Graf aus dem gemeinsamen Kerker in eine kleine Zelle gebracht, und kurze Zeit nachher trat ein Abgesandter des Revolutionstribunals bei ihm ein.

»Sie wünschen?« fragte der Abbé und sah sich in der Zelle um, weil er nicht wußte, was er dem Besucher zum Sitzen anbieten sollte.

»Ich komme, um dir mitzuteilen, Bürger Ségur, daß deine Hinrichtung morgen früh stattfinden wird.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Bemühung,« antwortete der Graf und entließ den Abgesandten mit einem Kopfnicken.

Der Mann aber ging nicht, sondern blieb neben der Türe stehen, indem er den Abbé immerfort mit einem Blick ansah, der sich diesem wie eine unangenehme Empfindung aufdrängte. »Kann ich Ihnen noch vielleicht mit etwas dienen?« fragte er endlich höflich.

Da machte der Revolutionsmann zwei Schritte, so daß er fast mit dem Abbé zusammenstieß: »Du kennst mich natürlich nicht mehr, Bürger Ségur?« fragte er.

»Ich bitte Sie um Entschuldigung. Es ist mir nicht erinnerlich . . .«

Ja, es ist auch schon einige Jahre her. Es war in der Charité. Du hast ein so großes Verlangen gehabt, meine Leber kennen zu lernen.«

»Ah . . Sie sind Nummer . . welche war es doch gleich . . ich glaube: 49.«

»46, ich habe es mir besser gemerkt, 46 . . ich bin ganz gesund geworden, wie du siehst. Das Schicksal hatte mich eben dazu bestimmt, Sekretär des Tribunals zu werden und morgen dabei zu sein, wenn man dir den Kopf abschneidet, Bürger Ségur.«

Der Abbé lächelte: »Nun, mein Lieber, ich hoffe, Sie sollen zufrieden sein . . soweit es mich anlangt.«

»Ich bin davon überzeugt! Du hast mir damals das Leben gerettet, Bürger. Wenn du nicht die Besichtigung meiner Leber bis zu deiner Rückkehr von Fontainebleau verschoben hättest, so wäre es dem guten Pater Zéphyrin niemals eingefallen, mir von seinem famosen Pulver zu geben.«

»Es macht mir eine Freude, einem Mann das Leben erhalten zu haben, der vielleicht berufen ist, in diesen merkwürdigen Zeiten eine Rolle zu spielen.«

»Du verstehst also, daß ich dir in gewissem Sinn dankbar sein muß. Ich kann dich leider vor dem großen Messer nicht retten. Aber ich will dir gerne einen Wunsch erfüllen oder mehrere, wenn es sein kann. Und ich will dir die Zeit vertreiben, diese letzte Nacht, die sehr unangenehm sein soll, wie ich mir habe sagen lassen.«

»Oh . . Sie sind sehr freundlich, und ich nehme Ihr gütiges Anerbieten an. Und, da will ich Ihnen gleich eine erste Bitte vortragen: es widerstrebt mir, Ihnen das zu sagen . . .«

»Ich verstehe. Sie wünschen, daß ich mich ein wenig

von Ihnen entferne und auch Ihnen nicht du sage. Das Tribunal erspart Ihnen vielen Ärger, indem es Ihnen morgen den Kopf abschlagen läßt. Sie würden sich an die neue Ordnung der Dinge nicht gewöhnen. Übrigens fällt mir ein, daß Sie eine Geliebte haben. Wenn Sie wünschen sollten, sie noch einmal zu sehen, so kann ich es wohl möglich machen.«

»Ich danke Ihnen. Es ist etwas spät geworden, und Coralie ist keine Freundin davon, nachts aus dem Bett geholt zu werden. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Da Sie mir schon Ihren Schlaf opfern, so wollen wir eine Partie Schach miteinander spielen.«

»Ich bin gerne dazu bereit.« Der Sekretär entfernte sich auf eine kurze Zeit und kehrte dann mit einem Schachbrett zurück. Der Abbé saß auf seinem Bett, der Sekretär auf dem Schmutzeimer, und den Waschtisch hatten sie zwischen sich. Nachdem die Figuren aufgestellt waren, fragte der Sekretär: »Und der Einsatz . . .?«

»Oh, ich wüßte wohl, was ich mir noch wünsche, wenn ich gewinnen sollte. Ich will es Ihnen dann sagen, wenn wir zu Ende sind.«

»Für den Fall, daß ich gewinne,« sagte der Sekretär, erbitte ich mir die Erlaubnis, mir morgen — nachher — Ihre Leber ansehen zu dürfen.«

»Ich habe nichts dagegen,« antwortete der Abbé. Dann begannen sie zu spielen. Es war eine ungemein fesselnde Partie zwischen zwei ebenbürtigen Gegnern, die mit allen

Feinheiten und Überraschungen des Spieles wohl vertraut waren. Als aber der Morgen zu dämmern begann, hatte der Abbé die Oberhand gewonnen und trieb den Sekretär in die Enge. Nach einer Weile war das Spiel zu Ende. »Ihr König ist matt gesetzt,« sagte er, indem er aufstand.

»Ich werde meine Niederlage verschmerzen. Wenn wir nur in Wirklichkeit *Ihren* König matt gesetzt haben. Wollen Sie mir also sagen, womit ich Ihnen noch dienen kann, da Sie doch gewonnen haben?«

»Ich bitte Sie, mir meinen Toiletteschrank holen zu lassen,« sagte der Abbé.»

»Sogleich!« antwortete der Sekretär. —

Nach einer Stunde war das kleine Kästchen aus Ebenholz mit eingelegter Elfenbein- und Perlmutterarbeit in japanischem Geschmack zur Stelle.

Der Abbé schloß es auf und entnahm ihm eine Anzahl von feinen Messerchen, Feilen, Bürstchen, Häkchen, Salbentiegeln und Dosen. Er breitete sie vor sich auf ein reines Taschentuch hin, betrachtete sie mit liebevollen Blicken, änderte die Ordnung und begann dann langsam und mit großem Genuß seine Toilette.

Der Sekretär saß auf dem Bett des Abbés und sah voller Staunen, daß jedes dieser Dinge seine Verwendung hatte.

Als der erste Sonnenstrahl wie ein blankes, blitzendes Messer durch das vergitterte Fenster kam und die Decke der Zelle traf, hörte man draußen auf dem Hof Stimmen

und das Klirren von Waffen. Zugleich näherten sich viele Schritte der Türe der Zelle.

Der Sekretär stand vom Bette auf: »Herr Abbé . ..« sagte er.

»Ich bin eben fertig geworden,« murmelte dieser und rieb noch rasch seine Fingernägel mit einem weichen Lederlappen, daß sie einen rosigen Glanz bekamen.

Die Riegel wurden zurück geschoben.

»Gehen wir,« sagte der Abbé warf den Lappen auf den Tisch und wandte sich der Türe zu.